

DIE FACKEL

Nr. 90

WIEN, ENDE DECEMBER 1901

III. JAHR

[EIN AUGENZEUGE FÜR DEN HEIMLICHEN SELBSTMORD DES RITTERS VON HOLZINGER]

Der Selbstmord des Hofrates v. Holzinger bedeutet für die Wiener Presse ein großes Unglück. Er geschah um 1 Uhr nachts, durch die dicken Mauern des grauen Hauses ward die Detonation des Schusses nicht vernehmbar, und bis zu dem mit Erscheinen des 'Illustrierten Wiener Extrablatt' eintretenden Grauen des Tages hatte kein Mensch in der Umgegend auch nur eine Ahnung der unseligen Tat. Wenn etwas für die vollkommene Wurstigkeit, mit der die Selbstmörder dem Leben gegenüberstehen, bezeichnend ist, so mag es die Tatsache sein, daß ihnen selbst an der Wiener Presse nichts mehr gelegen ist. Sie, der bedeutende Persönlichkeiten durch langsames Altern in kulanter Weise die Vorbereitung des Nekrologs erleichtern, muß es doppelt schmerzlich empfinden, daß es eine Möglichkeit gibt, durch freien Entschluß seinem Leben plötzlich ein Ende zu machen, und erschüttert steht sie am Grabe des Vizepräsidenten unseres Landesgerichts, der »noch am Tag vor seinem Tode in seinem Wesen nicht die geringste Veränderung zur Schau trug«. »Gestern noch hat er mich aus seinem Büro hinausgeworfen, und heute ist er tot!« klagt mancher Gerichtsreporter an der Bahre eines Richters, der seine sprichwörtliche Härte, seinen Mangel an Konnivenz gegenüber der Presse im Leben und im Sterben betätigte. Wenn sie sich nicht auf die Reklamegiegler einiger Zierden des Barreaus von schlechtem Ruf verlassen könnten, wo bekämen die Zeitungen in der Eile einen guten Nachruf?

Und wie erschwert man, wenn man sich um 1 Uhr nachts und just in einem Büro des Landesgerichts erschießt wackeren Zeilenschindern die segensreiche Arbeit des »Recherchierens«! Andere Kriminalisten von Ansehen, z. B. Herr Stukart, würden bei eintretender Lebensmüdigkeit die Presse verständigt haben. Ereignissen, wie dem Tode des Hofrats v. Holzinger, gegenüber ist der Spezialzeichner des 'Extrablatt' rein auf sich selbst angewiesen, und die Lokalreporter aller Blätter stehen vor einem Problem: Wie hat man sich die »Letzten Stunden« vorzustellen, was soll man den Lesern unter dieser beim Hingang namhafter Persönlichkeiten unentbehrlichen Spitzmarke bieten?

Nun, die Palme der Informiertheit hat diesmal das 'Neue Wiener Tagblatt' davongetragen. Es hat einen Augenzeugen für den Selbstmord Holzingers gefunden und ist in der Lage, uns mit minutiöser Genauigkeit zu berichten, was sich zwischen $\frac{1}{2}$ 1 und 1 Uhr in der Nacht vom Sonntag auf den Montag im Wiener Landesgericht begeben hat. Man höre nur die folgende Schilderung:

»Hofrat Ritter v. Holzinger soupierte Sonntag abends im Gasthause und verbrachte dann die Zeit bis um Mitternacht in einem Mariahilfer Kaffeehause. Nach $\frac{1}{2}$ 1 Uhr fuhr er beim Haupttor in der Landesgerichtsstraße vor. Er klopfte an die kleine Einlaßpforte, worauf der wachhabende Justizsoldat öffnete und den ihm bekannten Funktionär eintreten ließ. Der Hofrat schenkte ihm eine

Virginiazigarre und schritt die halbdunkle Treppe zum zweiten Stock empor. Auf dem langen, einsamen Korridor brannten nur zwei Lampen. In den Präsidialbüros, die am Ende des Ganges liegen, *war es finster*. Der Hofrat öffnete die Glastür des Vorraumes und schloß sie hinter sich wieder ab; dann trat er, *ein Wachshölzchen anbrennend*, in das Kanzleizimmer, von dem man erst in sein Büro gelangt. Dort zündete er eine Kerze, die auf seinem Schreibtische stand, an, legte Rock und Hut ab und setzte sich an den Schreibtisch. Auf diesem lag eine Reihe von Aktenstücken und Bogen, die der Präsidialdiener Sonntags auf den Tisch gelegt, damit sie der Hofrat unterschreibe. Hofrat v. Holzinger setzte auf alle diese Stücke seine Unterschrift. *Hierauf* entnahm der Hofrat seinem Schreibtisch den Revolver, eine alte Waffe von 9 Millimeter Kaliber, die *geladen im Schubfache lag*. Er schrieb nun mit fester Hand die Abschiedsworte auf einen halben Bogen Kanzleipapier und setzte seine Unterschrift in großer Schrift und mit allen Schnörkeln darunter. *Dann nahm er den Zwicker ab*, wie er zu tun pflegte, wenn er zu schreiben aufhörte, und legte ihn mitten auf den Tisch. *Hierauf gab er einen Probeschuß ab*, den er gegen den Fußteppich unter seinem Schreibtisch richtete, um zu prüfen, ob der Revolver nicht versage. *Als er sah*, daß die Waffe funktioniere, verlöschte er das Licht, *lehnte sich in seinen Sessel zurück*, legte den Revolver an die rechte Schläfe und drückte los.«

»Die Schüsse hat niemand vernommen«, heißt es weiter. Niemand, natürlich außer dem Spezialberichterstatte des 'Neuen Wiener Tagblatt'. Seine Schilderung läßt die ganze Grausamkeit des modernen Preßwesens erkennen. Um seinem Blatte eine Sensation zu sichern, hat der Reporter ruhig mitangesehen, wie Holzinger alle Vorbereitungen zu der Unglückstat traf. Er sah ihn zu ungewöhnlicher Stunde die Räume seines Büros betreten und schwieg. Er sah ihn ein Wachshölzchen anbrennen und schwieg. Er sah ihn den Revolver seinem Schreibtisch entnehmen, die Abschiedsworte auf einen halben Bogen Kanzleipapier schreiben, seine Unterschrift mit allen Schnörkeln darunter setzen, sah ihn den Zwicker abnehmen und — schwieg. Er hörte den Hofrat einen Probeschuß abgeben, und machte nicht den Versuch, den Unseligen an seinem Vorhaben zu hindern. Ein Menschenleben für einen Originalbericht! Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, daß Hofrat v. Holzinger sich den Revolver des 'Neuen Wiener Tagblatt' — eine alte Waffe von 9 Millimeter Kaliber — ausgeborgt und daß man ihm ein bewährtes Mitglied der Redaktion zum Zwecke des Ladens und Spannens (siehe »Probeschuß«) mitgegeben hatte. Anders ist die unheimliche Mitwisserschaft des 'Neuen Wiener Tagblatt' nicht zu erklären. Wenn man nicht an einen Doppelselbstmord, bei dem der Reporter feige ausgekniffen wäre, denken will, läßt sich nur sträfliche Verleitung oder mindestens Duldung der Tat annehmen.

Beinahe wäre die Entdeckung solchen Tatbestandes erfreulicher als der Gedanke, daß ein Leserpublikum beschränkt genug ist, die läppisch dreiste Konstruktion aller Möglichkeiten, die sich in versperrem Raume begeben können, als »Wohlinformiertheit« zu bewundern, und daß ein verkommener Geschmack die Befriedigung seichter Tatsachengier mit Hilfe der plumpsten Erfindungen zuläßt. Jeder Leser des 'Neuen Wiener Tagblatt' — selbst der geübteste — könnte sich immerhin vorstellen, daß Herr v. Holzinger, um in sein Büro zu gelangen, die Glastüre des Vorraumes geöffnet und, da er im Finstern weder schreiben noch die Waffe finden konnte, Licht angezündet haben muß. Aber das 'Neue Wiener Tagblatt' ist »in der Lage«, dies alles noch extra »mit-

zuteilen« und um die Aufzählung etlicher gleichgültigen Verrichtungen, die einem Selbstmord vorhergehen *könnten*, zu vermehren. Das verblüfft und trägt das Lob besonderer Fixigkeit und Findigkeit ein. Welch ein Tiefpunkt öffentlichen Ungeschmacks, wenn ihm die Tatsache, daß einer sich irgendwo um so und soviel Uhr erschossen hat, nicht »interessant« genug scheint und die ihm dienstbare Publizistik sich verpflichtet fühlt, die Geheimnisse des einsamen Sterbens zu ergründen! ... Mögen indes noch die letzten Stunden eines Selbstmörders dem Neuigkeitsdrange geopfert werden, mit dem Leben endet selbst das Wissen eines Wiener Lokalredakteurs. Allwissend und allgegenwärtig im Tatsachenraum ist jene Macht, die sich als irdische Vorsehung über den Gläubigen aller Zonen etabliert hat. Aber über den Moment hinaus, da ein Selbstmörder losdrückte, vermag auch der gewandteste Rechercheur nicht Auskunft zu geben. Laut hallt die Klage: Rasch tritt der Reporter den Menschen an; und sicherlich vermag der Zeichner des 'Extrablatt' die Züge Holzingers besser zu entstellen als der Tod. Aber noch gibt es keine Spezialberichterstat-ter des Jenseits und keine metaphysischen Schmöcke.

* * *

[ECONOMIST UND TRAMWAY]

»Die Geschichte der Straßenbahnen kann in zwei Worten erzählt werden«; also begann der Economist seine Wochenbetrachtung am 22. Dezember, und richtig erzählte er denn auch in zwei Spalten eine Geschichte von den Straßenbahnen. Man kann Herrn Benedikt wahrhaftig nicht vorwerfen, daß er in den drei Jahren des Bestehens der Bau— und Betriebsgesellschaft nichts gelernt und nichts vergessen habe. Das Vergessen wenigstens hat er so gründlich besorgt, daß sich die Vermutung, er habe vergessen wollen, unwiderstehlich aufdrängt. Herr Benedikt verschmäht als Geschichtsschreiber die Quellen, die doch in den alten Bänden der 'Neuen Freien Presse' so leicht zu finden sind, und trinkt in gierigen Zügen Lethe. Er will nichts mehr von den zahllosen Artikeln wissen, die er im Jahre 1898 über den Tramwayvertrag geschrieben und in denen er haarscharf bewiesen hat, *welch' schwerer Verlust der Gemeinde und wie maßloser Gewinn den Aktionären erwachsen müsse.* Die Börse hat damals dem Economisten und den Herren Nechansky, Stern und Zifferer, die seine Argumente im Gemeinderat wiederholten, nur allzu gern geglaubt, und am Tage nach der Sitzung des Gemeinderats, in welcher der Vertrag genehmigt wurde und der Bürgermeister die Hausse in Tramwayaktien für unbegründet erklärte, meldete der Börsenbericht der 'Neuen Freien Presse' (5. November 1898): »Die Beendigung der Generaldebatte im Gemeinderate hat eine geradezu stürmische Kurssteigerung der Tramwayaktien hervorgerufen; die Avance gegen die gestrige Notiz hat zeitweilig zwanzig Gulden betragen.« Vergebens hatte noch am 4. November der Economist gewarnt: »Millionen und Millionen kostet dieser Vertrag!« Vergebens hatte er Herrn Dr. Lueger zugerufen: »Der Bürgermeister hat sich nur zu fragen, wo sein Vorteil ist und wie er die Interessen der Stadt am besten wahren kann.« Herr Dr. Lueger wollte sie nicht wahren, und am 6. November schüttete der Börsenwöchner allen Hohn, dessen er fähig ist, über das Haupt des Leichtsin-nigen aus: »Von der Börse hat Lueger gelebt und jetzt lebt sie von ihm« ... »Jetzt streut er Gold aus, und die Börse bückt sich, um es aufzuklauben« ... »Jetzt steigen die Kurse durch ihn und um ihn« ... »Herr Lueger schwebt in der großen Gefahr, zum Ehrenjuden ernannt zu werden, mit Nachsicht der Beschneidung« ... »Lueger verbrennt Millionen im Ofen, der die Börse wärmt. Er ist der Abgott der von ihm beschimpften Kuponschneider geworden« ... »Am Schranken der Börse wird der Luegermarsch gepfiffen, und die Spatzen

am Dache pfeifen, daß der gewisse Jemand erbärmlich aufgesessen ist. An der Börse zu Genua steht das Standbild Cavours. Am Schottenring muß Lueger ein Monument errichtet werden«.

Das ist der Anfang der Geschichte von den Wiener Straßenbahnen. Und ihr Ende lautet in der Benedikt'schen Erzählung vom 22. Dezember 1901: »Ein blühendes Unternehmen, wie es die alte Tramway war, ist zerstampft und zerklopft worden, und die Aktionäre, die abgehetzt und ermüdet wurden, sind zum Schlusse beinahe froh, daß ihnen der Bettel von dreihundert Kronen hingeworfen wird« ... »Eine zweite Tramway mit ihrem beispiellosen Hereinfall wird kaum zu finden sein« ... »Der eingeschüchterte Markt ist noch froh, daß er sich eines Besitzes entledigen kann, der ihm so schwere Sorgen bereitet hat«.

Die »Spatzen auf dem Dache« der Börse pfeifen bekanntlich jederzeit die von Herrn Benedikt befohlene Melodie, und so kann man heute von ihnen hören, Herr Dr. Lueger trage daran Schuld, daß die Tramwayaktionäre von Siemens & Halske ausgeraubt werden konnten. Aber der Bürgermeister kann sich auf Herrn Benedikt berufen. Er hat sich nur gefragt, »wie er die Interessen der Stadt am besten wahren kann«, und daß die Stadt nicht zu kurz gekommen ist, vermag selbst Herr Benedikt, dem seine Anlagen freilich mehr den Schutz der Börseninteressen empfehlen, nicht zu bestreiten. Doch der Börsenprophet kann seinem Beruf, einer antiliberalen Stadtverwaltung Unglück zu prophezeien, nicht untreu werden. Wenn an der Verstadtlichung der Tramway nichts zu mäkeln ist, so muß die Geldbeschaffung für die Verstadtlichung erhalten. Das Schlimmste, was der Economist an ihr zu tadeln hat, ist: sie soll zugleich die Mittel für andere kommunale Unternehmungen liefern, und diese Unternehmungen sind unproduktiv. Herr Dr. Lueger will eine zweite Hochquellenleitung bauen. Denkt er daran, daß sie sich in den nächsten Jahren nicht verzinsen kann, und wie wird er die fehlenden Zinsen aufbringen? Man wird die städtischen Umlagen erhöhen müssen, und das muß nicht nur den Sturz der christlichsozialen Partei, sondern auch den Ruin der Stadt herbeiführen, weil die durch Steuern bedrängten Unternehmungen in die Provinz wegziehen werden, wie sie's schon vor Jahresfrist, als die Kommunalzuschläge auf 27 Prozent erhöht wurden, angedroht haben. Die Drohung wird mit fürchterlichem Ernst vom Economisten wiederholt, die industriellen Unternehmer aber werden es sich wohl überlegen, sie auszuführen: *54 Prozent landesfürstlicher und kommunaler Zuschläge zur Erwerbsteuer 1. Klasse in Wien stehen — 138 Prozent in Brünn gegenüber*, und auch in allen anderen Industrieorten Österreichs, selbst in den kleinsten, sind die Steuern *höher* als in der Reichshauptstadt. Bloß die kleinbürgerliche Schicht Wiens könnte über die Erhöhung der städtischen Umlagen zürnen und etwa noch — die Sozialdemokratie. Ja wahrhaftig, die Sozialdemokratie! Denn auch die 'Arbeiter—Zeitung', die seit des kenntnisreichen Wittelshöfer Tod, von aller finanziellen Einsicht verlassen, gläubig dem Economisten nachbetet, wenn er dem Bürgermeister flucht, hegt anlässlich der Schaffung eines Werkes von der sozialen Bedeutung der Wasserleitung Bedenken wegen der mangelnden Zinsen. Aber Herr Dr. Lueger wird trotz dem Unverstande der Gegner, die ihm ja auch in der eigenen Partei sowenig wie einst dem Bürgermeister Felder fehlen werden, selbst um den Preis von Umlagenerhöhungen dem Kommunalsozialismus in Österreich Eingang zu verschaffen haben. Gaswerke, Elektrizitätswerke, Wasserleitung, Reform des Marktwesens und späterhin Verbesserung des Krankenhaus— und Armenpfliegewesens, für die eine weitere Anleihe erforderlich sein wird, tuen not, und sollten sie auch Zinsen und Artikel des Economisten kosten. Die Artikel werden höchstens wieder als Zitatenguelle brauch-

bar sein, wenn es Herrn Benedikt in künftigen Jahren beifallen sollte, Geschichte zu schreiben.

*

[TRAMWAYVERSTÄDTLICHUNG]

Daß er durch Schaden immerhin klüger zu werden versteht, zeigt der Economist, da er sich zuletzt im Kampf gegen die Kommunalanleihe ein wenig in der Reserve hält und den Exgemeinderat Dr. Alfred *Stern* ins Vordertreffen schickt. Dieser kleine Stern ist in der Astronomie als das fünfte Rad am Prix'schen Wagen bekannt. Regelmäßig ist er nur im Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde sichtbar, kann aber unter gewissen Konstellationen auch in der 'Neuen Freien Presse' erblickt werden. Neuestens kritisiert Herr Dr. Stern daselbst den Plan, die Tramway zu erwerben, ohne daß deren Aktionäre, den einen Großaktionär ausgenommen, befragt würden. Als er selbst vor Jahren vorschlug, die Kommune solle Großaktionär der Tramway werden und der Minorität der Aktionäre die Verstädtlichung aufzwingen, wurde er von dem Bürgermeister Prix und den anderen liberalen Größen arg gescholten und verhöhnt. Heute befiehlt er den antiliberalen Bürgermeister, dessen Vorgehen bei der Tramwayverstädtlichung doch kaum kostspieliger und sicherlich minder odios ist, als das einst von Herrn Dr. Stern der Gemeinde zugemutete. Und Herr Benedikt freut sich, daß einmal ein unbescholtener Mann bereit ist, sich im »Economist« zu blamieren. Der Vizepräsident der israelitischen Kultusgemeinde verfolgt nämlich bei den Angriffen gegen die Anleiheoperation der Antisemiten wirklich nur konfessionelle und keine persönlichen, finanziellen Zwecke. Börsenfachmänner versichern, der frühere Prix—Stern sei *kein* Fix—Stern. †

* * *

[EIN ANGRIFF AUF ROTHSCHILD]

Die Rothschilds können im antikorruptionistischen Österreich wahrlich unbesorgt sein. Viel nützlicher als die Verteidigung des allzu dienstbeflissenen Finanzministers sind ihnen Angriffe wie jener, der kürzlich im 'Deutschen Volksblatt' stand. Unsere antisemitische Presse schien wieder einmal zeigen zu wollen, daß sie die Übel im Staate nicht etwa aus der geheimen Neigung, welche die Inseratenspalten zu verraten scheinen, sondern wirklich nur aus Unkenntnis so schwächlich bekämpft. Und die Übel brauchen sich nicht gefährdet zu wähnen, wenn sie sich nicht durchschaut sehen. Baron Albert Rothschild mag an der Naivität von Gegnern seine Freude haben, die ihm die Naivität zutrauen, »die Börse nicht zu besuchen«, damit er den Anschein erwecke, daß er »sich von den Geschäften zurückgezogen« habe, und die solchen Anschein mit aller Macht zu zerstören trachten. Der Sohn jenes Salomo Meier v. Rothschild, der im Jahre des Krachs, ein Vorgänger der Herren Benedikt und Federn, von der Börse hinausgeworfen wurde, hat ihre Räume vielleicht in pietätvollem Haß, wahrscheinlich aber nur, weil sie auch von allen anderen führenden Finanzmännern, von den Taussig, Wittgenstein, Mauthner, Bauer gemieden werden, nicht mehr betreten. Daß der Chef des größten Bankhauses in Österreich, mit dessen Namen die Finanzgruppe bezeichnet wird, die seit Jahrzehnten alle Staatsanleihen vermittelt, »sich von den Geschäften zurückgezogen« habe: diesen Glauben zu erwecken, könnte höchstens denen gelingen, die so tun, als ob er bestritten werden müßte. Aber nicht einmal das 'Deutsche Volksblatt' wird instande sein, die Rothschilds in den Verdacht zu bringen, daß sie nicht schlimme und bloß einfältige Absichten he-

gen. Und wenn Herrn v. Rothschild Milliarden vorgeworfen werden, die er nicht hat, so werden sich einsichtigere Leute belehren lassen, daß auch die Hunderte von Millionen, zu deren Besitz er sich bekennt, samt den anderen Hunderten der Banken und Bahnen, die er als Großaktionär und Obligationär beherrscht, eine Finanzmacht darstellen, der unser Staat umso hilfloser ausgeliefert ist, weil er sogar die Mittel, sich auf der einen Seite von ihr zu befreien, stets wieder auf der andern von ihr erbeten hat. Solange der Staat Rothschildbahnen mit dem Gelde erwirbt, das er von Rothschild entlehnt, kann die Steuersumme, die Rothschild dem Fiskus entrichtet, gar nicht in Betracht kommen, weil der Fiskus Rothschild allemal ein Vielfaches von ihr zurückerstatten hat. †



Die Voraussetzungslosen

[DIE KATHOLISCHE UNIVERSITÄT]

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

» ... Sodann hieße es doch auch den Charakter der katholischen (theologischen) Fakultäten verkennen, wenn man als ihre Aufgabe lediglich die Tradition eines von der Kirche gebotenen Lehrinhalts bezeichnen wollte. Auch an ihnen wird für selbstständiges Denken und wirkliche wissenschaftliche Arbeit immer Raum bleiben; man denke nur an das unendliche Gebiet der Kirchengeschichte. Und ferner, *auch anderen Fakultäten ist die Bezeichnung des zu lehrenden Inhalts durch eine äußere Autorität ja nicht etwas völlig Fremdes*. Sehen wir ab von den Überresten der früher gleichen Gebundenheit der protestantisch—theologischen Fakultäten, so wird ja auch den *juristischen Fakultäten* der Inhalt der Lehre in gewisser Weise durch Satzung gegeben: sie erkennen als ihre Aufgabe an, nicht durch freie wissenschaftliche Forschung das Recht hervorzubringen, wie dies etwa das alte Naturrecht unternahm, sondern das durch Satzung geltende Recht wissenschaftlich zu behandeln oder in die Form eines dogmatischen Systems zu bringen, nicht wesentlich anders als die katholische Theologie das geltende Dogma in die Form der Dogmatik bringt. Freilich wird dem Juristen nicht verwehrt, zum geltenden Recht kritisch Stellung zu nehmen, wenigstens nicht im Einzelnen, denn *eine Verwerfung des Rechts und der Autorität, die es setzt, im Ganzen würde ja auch hier ohne Zweifel für unzulässig befunden werden*. Aber auch dem katholischen Theologen ist, selbst in der Dogmatik und Moral die Anerkennung der kirchlichen Autorität im ganzen vorausgesetzt, ein beträchtlicher Spielraum gelassen; und daneben gibt es auch hier neutrale Gebiete. *Also man übertreibe nicht den Unterschied; er ist vorhanden, aber er ist kein absoluter.*«

Friedrich Paulsen

Neben der äußeren Autorität für weite Gebiete der *Wissenschaft*, von der der Berliner Historiker des gelehrten Unterrichts spricht ¹, sind eine äußere und eine innere Autorität für die *Universitäten* kaum minder wichtig. Und das Hinzutreten dieser beiden Autoritäten, der von der Staatsregierung und der von den Fakultäten bei der Besetzung der Lehrkanzeln geübten, scheidet die Universitätswissenschaft von der sogenannten freien, von jener, der nur die von Paulsen gemeinte Autorität gilt. Ist aber schon freie Wissenschaft durchaus nicht eine voraussetzungslose, so hat vollends der Kampf für die Universitätsfreiheit mit dem für die Freiheit der Wissenschaft nicht das Geringste zu schaffen. Um nichts als um ein Ringen zwischen Regierungsautorität und Fakultätsautorität handelt es sich hier, und zum Vergleiche müßte etwa ein Konflikt zwischen dem Ministerium und einem autonomen Landesausschuß herangezogen werden. Daß der Sieg der Regierungsautorität oft der Freiheit der Wissenschaft förderlicher ist, hat H. St. Chamberlain kürzlich in der 'Fackel' gezeigt, und es ließe sich mit reichem geschichtlichen Material belegen. Um nur die Größten zu nennen: *Leopold von Ranke* ist gegen den Willen der Berliner Fakultät ernannt worden, *Hermann von Helmholtz*, der ja als Arzt für die Physiker ein »Laie« war, mußte ihr von der Regierung aufgedrängt werden. Und wenn auch die wissenschaftliche Bedeutung der Nationalökonomien Reinhold und Julius Wolf, deren Berufung an preussische Universitäten trotz dem Widerstande der Fakultäten durch den Einfluß des Freiherrn von Stumm leider möglich war, keine gar hohe ist, so ward doch durch die beiden Ernennungen mindestens ein *Monopol* durchbrochen, das zwei wissenschaftliche Ringe, die historische und die kathedersozialistische Schule, seit Jahrzehnten behauptet haben. Daß zum Schaden der Wissenschaft solche Monopole auch in Österreich etabliert werden konnten, ist niemandem besser als dem Hofrate Karl *Menger* bekannt, der neulich in der 'Neuen Freien Presse' versicherte: »Die an unseren Universitäten herrschende Lehr— und Lernfreiheit verbürgt jeder Richtung der Forschung und Lehre das ihrem inneren Werte für die Wissenschaft entsprechende Gebiet freier Betätigung.« Ja, wie kommt es dann, daß man von einer »österreichischen Schule« in der Nationalökonomie sprechen kann und daß der einen Richtung, seitdem Lujo Brentano und Miaskowski von Wien nach kurzem Verweilen schieden, alle Lehrkanzeln ausgeliefert sind? Wird nicht der wissenschaftliche Wert jedes Nationalökonomien in Österreich nach der Stellung beurteilt, die er zu einer bestimmten Wertlehre einnimmt? Diese Wertlehre und was Karl Menger, Böhm—Bawerk, Wieser über sie geschrieben, sind dem österreichischen Rechtshörer, der Schmoller, Wagner, Brentano, Schaffle höchstens den Namen nach kennt, wohlvertraut. Vor dieser Lehre machte der Dozent Zuckerkanndl, in seiner Schrift über die Theorie des Preises, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung — und wurde Professor in Prag. Philippovich, ein schätzenswerter Lehrer in Freiburg, der die Finanzen des Großherzogtums Baden sehr gründlich und Böhm—Bawerks Hauptwerk sicherlich nur sehr flüchtig kennt, erwähnte in seinem »Grundriss der politischen Ökonomie« die österreichische Werttheorie mit ebensolcher Verbeugung — und wurde Professor in Wien. Frei für jede Richtung der Forschung? Unsere Lehrstühle für politische Ökonomie sind frei von allen, frei nur für die eine. Und daß sie's, wenn nicht die Regierung einmal mit den Fakultäten in Konflikt gerät, bleiben werden, hat uns in der 'Neuen Freien Presse' kein Geringerer als Professor von Philippo-

1 Das voranstehende Zitat ist einer in der Berliner Täglichen Rundschau' (Unterhaltungsbeilage vom 16., 17. und 18. Dezember) veröffentlichten Abhandlung Paulsens entnommen, die einen Abschnitt seines demnächst erscheinenden Werkes über die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium bildet. [KK]

vich versichert. Was er vom Salzburger Universitäts—Verein sagt: »Gelingt es ihm, durchzusetzen, daß nur Männer seiner Couleur berufen werden, dann kann er es getrost ihnen überlassen, für den Nachwuchs zu sorgen« — das gilt von jeder Fakultät: Die ihr derzeit angehören, sorgen für den Nachwuchs. Und man kann getrost behaupten: er ist stets vom gleichen Wuchse wie sie selbst. Daß in Österreich außer der wissenschaftlichen auch die andere Pro- tektion noch stärker als anderswo wirkt, ist bekannt. Und in einem Lande, in dem den Söhnen reicher Jobber, wenn sie für's Geschäft zu unbegabt sind, oft nichts anderes übrigbleibt, als Universitätsdozenten zu werden, ist schließlich sogar der Ruf nach einer katholischen Universität nicht ganz unbegreiflich ...

Die katholische Universität: etliche Universitätsprofessoren haben in der 'Neuen Freien Presse' vom 25. Dezember über sie geurteilt und hatten sich doch keiner auch nur gefragt: Was soll sie denn werden, eine freie Uni- versität oder eine staatliche von katholischem Charakter? Daß eine freie Uni- versität, gleichviel wer sie gründen wollte, in Österreich gesetzlich möglich ist, kann nur mittelst gewaltsamer Interpretationen bestritten werden, und daß ihren Zeugnissen und Diplomen im Verordnungswege die Gültigkeit zuer- kannt werden könnte, ist unbestreitbar. Aber unter den Herren, die dem Eco- nomisten Gutachten über eine Universitätsangelegenheit — bei der es sich freilich um eine *Gründung* handelt — lieferten, befinden sich ja auch Mitglie- der des Herrenhauses. So mögen sie, wenn's ihnen Ernst ist, einen Gesetzpa- ragraphen vorschlagen, der die staatliche Omnipotenz im Hochschulwesen si- chert. Wie aber, wenn eine staatliche Universität katholischen Charakters ge- schaffen werden sollte? Das Parlament brauchte, wenn die Mittel zur Gänze von privater Seite zur Verfügung gestellt würden, nicht befragt zu werden. Die Professoren würden, nach eingeholter kirchlicher Approbation, vom Mi- nisterium ernannt und in ihrer Lehrtätigkeit von der kirchlichen Obrigkeit be- aufsichtigt. Das steht der kirchlichen Obrigkeit doch auch heute gegenüber jedem Universitätsprofessor frei, und tatsächlich haben den Vorlesungen Lau- renz Müllners wenigstens im ersten Jahre seiner Tätigkeit an der weltlichen Fakultät stets eifrig schreibende Alumnus beigewohnt, denen offenbar Berich- te abverlangt wurden. So ist bekanntlich vor Jahren auch wegen der Vorlesun- gen Masaryks von kirchlicher Seite eingeschritten worden. Würde der staat- lich bestellte Professor der künftigen katholischen Universität sich gegen die kirchliche Lehre vergehen, so könnte der Bischof, wie es derzeit bei Mitglie- dern der theologischen Fakultät der Fall ist, beim Unterrichtsminister die Ab- setzung beantragen. Sie zu erzwingen, hätte er keine Macht, sowenig wie Ma- saryks Disziplinierung erzwungen wurde. Die Kirche könnte dem zensurierten Lehrer einer rein katholischen Universität höchstens die *missio canonica*, den kirchlichen Lehrauftrag, entziehen, und sie könnte den Gläubigen den Besuch seiner Vorlesungen untersagen, wie in Prag den Alumnus den Besuch Masa- ryk'scher Vorlesungen verboten wurde. Aber die Alumnus kann die Kirche zwingen, weltliche, wenn auch gläubige Hörer nicht. Und um diesen Zustand zu schaffen, braucht es eine eigene katholische Universität? Könnte das nicht alles an den bestehenden Universitäten durchgeführt werden? Nichts kann die Bischöfe verhindern, jederzeit den Unterrichtsminister zu beeinflussen, und dieser wird, wenn er dem Überfluß zugänglich ist, gegen die Lehrer schon bestehender Universitäten nicht anders als gegen die der künftigen ka- tholischen vorgehen. Und auch das steht den Bischöfen frei, jederzeit den Gläubigen, wenn ein mißliebiger Professor nicht entfernt werden kann, zu un- tersagen, ihn zu hören. Eine staatliche katholische Universität ist auch vom katholischen Standpunkte nutzlos, und eine freie Universität können die ande- ren verhindern. Allerdings nicht durch Gutachten in der 'Neuen Freien Pres-

se', aber durch ein Gesetz.

X

*

[SPRACHROHRBENUTZER]

Der Offiziersehrenrat hat in dem Urteil gegen den General v. Kober ausdrücklich erkannt, es sei mit der Offiziersehre nicht vereinbar, Zuschriften an die 'Neue Freie Presse' zu richten, und die 'Arbeiter—Zeitung', die sich in diesem Punkte in durchaus löblicher Weise eine Tendenz der 'Fackel' zueigen macht, fügte hinzu, man könne hier »nur insoweit nicht zustimmen, als er (der Ehrenrat) diese Unvereinbarkeit auf die Offiziersehre beschränkte.« Nun, dem militärischen Ehrengericht steht leider eine Ingerenz auf die Wiener Universitätsprofessoren nicht zu, und seiner Auffassung hat sich der akademische Senat bis heute nicht angeschlossen. So tragen denn die Jodl, Menger, Philippovich, Schipper und Schrutka kein Bedenken, dem Börsenwöchner, den schwere wissenschaftliche Zweifel und die Frage, ob die Forschung voraussetzungslos, die Universitäten frei sein sollen, drücken, in seinen Nöten beizuspringen. Immer wieder sehen wir die Herren, die man von ministerieller Bevormundung befreien will, auf den Wink einer gutachtenheischenden Preßmacht parieren und den mehr minder hellen Glanz ihrer Namen ahnungslos zur Verklärung der schmutzigsten Absichten leihen. Immer wieder muß man als mildernden Umstand mißbrauchte bona fides geltend machen und überzeugt sein, daß eine tüchtige Portion von Voraussetzungslosigkeit dazu gehört, das Organ der deutschen Masseusen in Österreich zur Arena ernster Geisteskämpfe zu machen. Ein Mann wie Ernst Mach hat eben einen Aufruf unterzeichnet, der mit den toleranzigsten Phrasen freiheitsbesoffener Bezirksmeier gespickt ist, und schreibt an die 'Neue Freie Presse', daß er »den ausgezeichneten und überzeugenden Ausführungen« eines ihrer Leitartikel »in allen Punkten zustimmen muß«. Ist es nicht schmerzlich und den letzten unentbehrlichen Glaubensrest vernichtend, das Ansehen der Wissenschaft und die Reinheit eines edlen Wollens im Dienst der Jobberpresse prostituiert zu sehen? Glaubt Herr Hofrat Mach nicht, daß der Economist, vor die Gewissensfrage gestellt, hundert katholische Universitäten dem Ausfall der Pauschalien des einen Zuckerkartells vorzieht? Wissen die voraussetzungslosen Herren nicht, daß sie eine Publizistik stützen, die den Staat um den Zeitungsstempel betrog und dafür die Verteuerung der Postkarten erpreßte? Der die Verlängerung des Nordbahnprivilegs ungleich wichtiger war als die Verhinderung der konfessionellen Schule und die nur schwarz macht, damit ihr der Fischzug leichter werde? Es ist ja gewiß rührend, die Männer des Freisinns, die auf einmal ein Dutzend Spahns für die eine Salzburger Universität eintauschen möchten, sich in Sorge für die katholische Wissenschaft aufreiben und in dem heißen Wunsche vereinigen zu sehen, daß sie sich, die nicht siegen dürfe, »durch Kampf« erhalte. Aber die Komik, die darin liegt, daß solche Sehnsucht durch das Sprachrohr des Economisten verkündet wird, bleibt unübertroffen.

*

[SCHLAGWORTWAHN]

Nur in einer vom Schlagwörterwahn besessenen und im Leitartikelglauben erzogenen Gegenwart ist es erklärlich, daß die 'Fackel', seit sie den Antimilitaristen Liebknecht in der Dreyfus—Sache zu Worte kommen ließ, als »reaktionär«, und seit in ihr der Protestant Chamberlain über den Fall Spahn und den Reinfall Mommsens schrieb, vollends als »klerikal« verschrieen ist. Auch die Aufregung über das mutige und vornehme Bekenntnis einer katholischen Dame zu der akuten Frage der Pfaffenfresserei und der Beichtverleumdung

beherrscht noch manches Gemüt, und man scheint es zwar anzuerkennen, daß ich nicht »geradezu« einen Priester sprechen ließ, aber umsomehr zu verübeln, daß ich in der Objektivität nicht gleich soweit ging, über die Beichte statt einer katholischen lieber eine jüdische Dame zu vernehmen. Je nun, man kann's nicht allen recht machen und muß, wenn man sich einmal auf das Ideal eines voraussetzungslosen, die Dinge ohne Parteibrille betrachtenden Schriftstellers eingeschworen hat, auch fernerhin darauf verzichten, an der Seite der Frischauer die Gregorigs zu bekämpfen, und neidlos der 'Arbeiter—Zeitung' den ungeteilten Besitz der paar Schweinepaffen gönnen. Es kann nicht meine Aufgabe sein, jedem fortschrittlichen Dünkelmanne, der seine moderne Bildung aus einem großen Schlagwörterbuch aufgelesen hat, den Wert einer von Fraktionsmeinungen unbeschwerten Presse zu beweisen und zu erklären, daß nur dem blöden Auge die Feinde unserer Feinde immerdar als unsere Bundesgenossen erscheinen. Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Die 'Fackel' muß gegen geringere Übel kämpfen.

*

[EINE JÜDISCHE UNIVERSITÄT]

Da sich die 'Neue Freie Presse' jetzt ausschließlich für die Angelegenheit der katholischen Universität interessiert, läßt es sich begreifen, daß sie wieder einmal einen internationalen Zionistenkongreß — es war der fünfte und er hat soeben in Basel stattgefunden — totschiwieg. Ob die beiden Redakteure des Blattes, die Herren Herzl und Nordau, Gegner einer katholischen Universität sind, ist bisher nicht bekannt. Aber jedenfalls liegt ihnen eine *jüdische Universität* mehr am Herzen. Der 5. Kongreß zu Basel hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, das Aktionskomitee, dem die Herren Herzl und Nordau präsidieren, solle zunächst »die Frage der Gründung einer jüdischen Hochschule sorgfältig studieren«. Ob die daselbst betriebene Forschung wohl »voraussetzungslos« sein wird? Wie wäre es, wenn man etwa eine Enquete in der 'Neuen Freien Presse' veranstaltete?

* * *

Vom Jokeyclub

[DIE SCHWÄRMER FÜR GLEICHBERECHTIGUNG]

Im Jockeyclub haben Aristokraten um Millionen gespielt, und das demokratische Spießbürgertum ist darob heftig aufgeregt. Mehr noch als die Millionen imponieren ihm die Aristokraten, und mit scheuer Ehrfurcht sieht es zu dem »*hohen* Spielverlust« empor. Wenn der Herr Graf Potocki wie ein »ganz gewöhnlicher« Mensch bestraft würde, welcher Triumph der Gleichberechtigung! Daß sie just von denen verleugnet wird, die im Aristokraten noch immer mehr als den Erstenbesten der Nation sehen, vermindert höchstens den Wert der Gleichberechtigung und keinesfalls den des Triumphs. Und die 'Arbeiter—Zeitung', für die wiederum der Mensch beim Baron aufhört, stimmte in den Schrei nach Strafe und Ausweisung ein. Aber leider schien unsere Justiz in den Weihnachtstagen der demokratischen Menschheit Österreichs das doch auch ihr verheißene Wohlgefallen nicht zu gönnen, und nicht einmal Herr Stukart, der bald nach der Aushebung der Hasardspieler vom Franz—Josefs—Quai durch den Franz—Josefs—Orden ausgezeichnet worden ist, hat sich bisher in den Räumen des Jockeyclub blicken lassen. Je nach Gemütsanlage toben jetzt die braven Demokraten ob des aristokratischen Vorrechts, unbekümmert um die Spielgesetze des Staates nach eigenen Spielregeln zu le-

ben, oder trösten sich in erkünsteltem Gleichmut, weil doch nur aristokratische und keiner Jobber der sonstigen ehrsamten Bürger Vermögen beim Spiel im Jockeyclub gefährdet würden. So ganz falsch ist der letzte Gedanke nicht; nur müßte man ihn nach einer andern Seite wenden. Spielsitten sind, wie Duell— und Trinksitten, nicht allzu gefährlich, wenn sie auf einen abgeschlossenen Kreis beschränkt bleiben. Und der Kreis, der in den Sälen des Jockeyclub hasardiert, hat sich selbst stets streng abgeschlossen, während der Spielerkreis der Börse jedem Versuch, ihn abzuschließen, den heftigsten Widerstand entgegengesetzt. Gegen die Spieler am Schottenring und nicht gegen die im Philipphof müßte die Staatsgewalt vorgehen. Nichts anderes als volkswirtschaftlicher Schaden soll durch das Verbot des Hasardierens verhütet werden. Aber daß sie volkswirtschaftlichen Schaden stiften, mag man aristokratischen Großgrundbesitzern vorwerfen, wenn sie Bauern legen. Das Bauernfangen wird mit staatlicher Duldung bloß an der Börse betrieben.

*

[EIN NECKISCHES SPIEL DES ZUFALLS]

Ein »Plauderer« — er unterzeichnet »Max« und dürfte mit jenem Max Schlesinger identisch sein, der seit einem Vierteljahrhundert das Wiener Schrifttum auf Bällen repräsentiert und sich nicht nur die Namen, sondern auch die *Adressen* aller Anwesenden notiert — weiß im 'Wiener Tagblatt', das sich jetzt hinter der Ausrede 'Wiener Morgenzeitung' verleugnet, der Hasard—Affäre die von seinem Chef verlangte heitere Seite abzugewinnen. Er weiß der aufhorchenden Welt zu erzählen, daß der Herr Graf Potocki seinen Fiaker, dem er sonst »bloß ein Fünferl« gab, am Tage nach seinem Millionenverluste »ausnahmsweise mit einem Zehner« honorierte, und er, der für die Nennung einer Ballschönheit noch nie einen »Zehner«, sondern immer nur das übliche »Fünferl« bekommen hat, findet seinem respektvollen Staunen den Ausdruck: »Noblesse oblige!« Aber nicht bloß für Max, sondern auch für seine Leser ist eine andere »Pikanterie«, die er im Anschluß an die Jockeyclub—Affäre meldet, von Interesse. Der »ungarische Kavalier«, dem »die Gunst Fortunas eine kleine Million zurollen ließ«, habe bald darauf einen Abend »im Hause einer sehr bekannten Wiener Künstlerin« (man achte auf den anspielungsschwülen Stil des typischen Wiener Schnüfflers), in deren Hause er »zu den gerngesehenen Gästen gehört«, verbracht. »Vielleicht hat«, ruft Max, »der Zufall den betreffenden Kavalier *neben einen hohen Beamten der Sicherheitsbehörde* postiert, der gleichfalls zu den Freunden des Hauses zählt«. Und Max nennt diese Möglichkeit ein »neckisches Spiel des Zufalls«. Nun, der Ballreporter dreier Generationen ist nicht boshaft; wenn man ihm einmal sagte, daß eine gewisse Wiener Gesellschaft auf einem Vulkan tanze, er würde sich anheischig machen, die Namen der Vortänzer gegen geringe Entlohnung ins Blatt zu bringen. Aber diesmal hat er nicht einmal Namen genannt und kaum anzudeuten gewagt, in welchen Kreisen sich ein hoher Beamter der Sicherheitsbehörde bewegt. Daß Herr Stukart, der oft genug in der Gesellschaft pokernder Jourdamen weilte, nun ausnahmsweise einmal neben Herrn v. Szemere zu sitzen kommt, wäre auch wirklich nicht das Schlimmste. Und ein »neckisches Spiel des Zufalls« war's, nichts weiter, als er auf einem Kostümfest beim Länderbank—Hahn erschien und am Tage vor der Verhaftung eines stadtbekanntem Börsenschwindlers mit diesem in den Prater fuhr. Noch mehr Poker und die anderen Hasardspiele, gegen die man jetzt so strenge einschreitet, sind ja selbst nichts weiter als neckische Spiele des Zufalls ...

*

Was unsere »Klerikalen« doch alles zu verantworten haben! Da ist soeben eine Versicherungsgesellschaft verkracht, die, wie schon ihr Name erkennen läßt, nicht dem von Herrn Noske im Reichsrat vertretenen Versicherungskartell angehört hat: *Unio catholica*. Wieder eine Niederlage des Konfessionalismus! Aber seltsam genug, die katholische Presse läßt die Sache ganz kalt. Und das Hauptorgan der Partei, das 'Vaterland', verweist nur darauf, daß es niemals eine Kundgebung der *Unio catholica* veröffentlicht und alle ihre Inserate abgelehnt hat. Eine klerikale Gründung war die *Unio catholica* wohl. Aber wenn sie inserieren wollte, mußte sie bei der Presse, die in der Annahme von Inseraten schrankenlose Toleranz übt, Zuflucht suchen. Faule Gründungen können, und wenn sie auch klerikal sind, nur mit liberaler Unterstützung durchgeführt werden. Verkrachen sie, dann haben die liberalen Blätter das Geld, und die klerikalen natürlich die Verantwortung.

*

[EINHEIRATEN]

Die Liebesg'schichten und Heiratsachen, die im Hinterteil der freisinnigen Presse verhandelt werden, sind nicht immer nur vom Standpunkt einer reinlichen Publizistik beklagenswert. Gewiß. Wenn einer jene Dame, welche gestern in einer Opernloge saß und beim Hinausgehen »auf das Blatt aufmerksam gemacht« wurde, persönlich kennen lernen will, so kann man ihm schließlich nicht verübeln, daß er sich statt eines Dienstmannes des Herrn Wilhelm Singer bedient. Auch wer ein Absteigquartier zu vergeben hat, begehrt nicht der Handlungen unerlaubteste, wenn er seine Absicht den Herren Bacher und Benedikt mitteilt und den Rat dieser erfahrenen Männer einholt. Die intelligente Masseuse, die Helferin verschwiegener Geburten und den jungen Mann, der öffentlich diskrete Gegendienste anbietet, sie alle mag am leichtesten der Vorwurf drücken, daß sie sich publizistische Helfershelfer dingen, die beinahe so billig wie willig sind und ohne Zögern — ich möchte sagen: anstandslos — ihre Dienste anbieten. Sicherlich trägt unter den Kontrahenten den Löwenanteil der Verachtung die Zeitung davon, die mit dem Ertrage berufsmäßiger Gelegenheitsmacherei heute ihre gesamten Druckkosten decken kann. Und dennoch gibt es in jenem schmutzigsten Gebiet eine Abteilung, die der Sozialkritiker nicht missen möchte: — Die »*Einheiraten*«. Die zahlreich verstreuten Einzelfälle sexuellen Verlangens und perversen Suchens können das sittliche Empfinden des Lesers nicht so sehr abstoßen, wie die Reflexe der Moral einer ganzen großen Gesellschaftsschicht den Kulturforscher anziehen müssen. Der gesunde Herr in mittleren Jahren, der in eine bereits bestehende Firma »einheiraten« möchte, ist ernster zu nehmen als der unsteuerte Junggeselle, der mit Hilfe der 'Neuen Freien Presse' ein passageres Verhältnis sucht und das gebildete Mädchen mit 30 Mille paßt viel besser in den Rahmen eines wahrhaft liberalen Blattes als die angehende Künstlerin, die zu ihrer Ausbildung eines, wenn auch älteren, Mäzens bedarf. Die Vermittlung von »*Einheiraten*« ist etwas, das in der Weltanschauung, aus der heraus und für die die 'Neue Freie Presse' geschrieben wird, tief begründet ist, und sie genügt jener Ethik, die auch in der Ehe zuerst das Geschäft und dann das Vergnügen betont wissen will. Die Leiter der 'Neuen Freien Presse' sind als Schachden glaubhafter denn als Kuppler, und hier läßt sich ihren Bemühungen auch eine gewisse Ehrlichkeit und Konsequenz nicht absprechen. An den »ernsten Absichten«, von denen in freisinnigen Annoncenrubriken so oft die Rede ist, darf man unter keinen Umständen zweifeln. Wie sollte es auch anders sein? Noch nie ward gemeldet, daß eine extravagante Dame die gesuchte

»Reisebegleiterin« endlich gefunden hat und daß das vorgestern erbetene Rendezvous mit der Opernbesucherin glücklich zustande gekommen ist. Aber wie befriedigt mögen die Herren Bacher und Benedikt schmunzeln, wenn sie schon einen Monat nach dem Angebot etwas tiefer unten das Aufgebot von Harald Kulka aus Prerau mit Kundry Lemberger aus Neutra melden können: »Statt jeder besonderen Anzeige« fünfzig Kronen Inseratengebühr ... Und wenn sie selbst alle Hände voll zu tun haben, dann sind sie wenigstens so kulant, für einen soliden jungen Mann nach fremden Vermittlern Umschau zu halten. So mag denn, wer an zierlichen Ausschnitten aus dem Gesellschaftsleben seine Freude hat, verständnisinnig den folgenden Ausschnitt aus der 'Neuen Freien Presse' vom 22. Dezember genießen:

**Schadchen,
der eine Partie mit 50 bis 70 Mille
hat, wird um seine Adresse ersucht.
Zuschriften erbeten unter »Feiner
Bankbeamter« an das Ank.-Bur. d. Bl.**

Ein »feiner« Bankbeamter! Er verdient es, durch die 'Neue Freie Presse' zu seinem Schadchen und durch den Schadchen zu seiner Partie zu gelangen. Denn er ist bescheiden. Er fragt gar nicht, ob die 50 bis 70 Mille hübsch oder häßlich, blond oder brünett, alt oder jung sind. Solche »ausgefallene Sachen« hat er sich in der mitvergifteten Luft liberaler Lebensanschauung gar nicht erst angewöhnt ... Arme 50 bis 70 Mille! Und vielleicht haben sie bis zu dem Tage, da das »Ank.—Bur. d. Bl.« den Bund für's Leben schuf, sich an dem Glücke wärmen dürfen, von einem modernen Erkennen der Frauenseele verstanden zu sein ...



[DAS DENKMAL DER KAISERIN ELISABETH]

Was für ein Denkmal weiland der Kaiserin Elisabeth gesetzt werden soll? Die siebenundfünfzig vom 'Neuen Wiener Tagblatt' Befragten haben darüber gründlich nachgedacht. Die Kaiserin war eine Bergsteigerin, sagt der eine; so stelle man sie auf einem Bergesgipfel dar. Die Kaiserin war eine Reiterin, sagt ein anderer; man setze sie in den Sattel. Herr Noskes Gutachten ward leider nicht eingeholt. Aber es hätte gewiß gelautet: Die Kaiserin hat Heinrich Heine verehrt; man gebe ihr das »Buch der Lieder« in die Hand. Und jeder möchte, daß in diesem Denkmal zugleich auch seines eignen Wesens bestes Teil zum Ausdruck komme. Selbst in der Diktion hat jeder seine Eigenart bewahrt, und es ist von unwiderstehlicher Wirkung, z. B. Herrn v. Sonnenthal, der offenbar glaubte, daß der fragestellende Redakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt' zugleich auch die Ausführung des Denkmals übernimmt, mit dem Aufgebot seiner ganzen Zärtlichkeit und salonfähigen Delikatesse antworten zu hören: » ... Daß man die hohe Frau aufrecht darstelle, darüber ist, wie ich glaube, kein Zweifel möglich — allein, *ich möchte bitten, wenn es möglich ist, schreitend, vorwärtsschreitend* ... « Herr v. Sonnenthal ist vielleicht nicht sachverständig, aber höflich.

Indes, waren sich die Herren auch nicht darüber klar, was das Denkmal vorstellen sollte, so wußten sie wenigstens mit Bestimmtheit zu sagen, wo es stehen müsse: Mitten unter dem Volk natürlich, von dem die Kaiserin geliebt wurde, im Volksgarten oder im Votivpark; oder auch, nicht minder natürlich, mitten in der Einsamkeit, die von der Kaiserin geliebt wurde, im Prater, in Schönbrunn oder gar im Wienerwald. Und das 'Neue Wiener Tagblatt' hat die Stimmen gezählt, die jedes Projekt erhielt. Eine von allen will gewogen werden. Wieder einmal hat in einer Kunstfrage der einzige starke Künstlermensch, den Wien heute hat, das einzig Richtige gesagt: Ein kirchliches Denkmal in der neuerbauten Kapuzinerkirche errichtet! Otto Wagner selbst hat, wie erinnerlich, vor Jahr und Tag den Entwurf einer neuen Fürstengruftkirche am Mehlmarkt ausgestellt. Und neben allen anderen Gründen muß für die Ausführung seines Vorschlags, des kirchlichen Denkmals und der Kirche, der eine entscheidend sein: daß nun für den großen Baukünstler des gegenwärtigen Österreich die noch stets versagte Gelegenheit gekommen ist, seinen Namen an ein monumentales Werk zu knüpfen. Denn das bauliche Monument unserer Zeit zu schaffen, ist kein anderer berufen.

Um Otto Wagners Anregung willen war vielleicht die ganze Enquete trotz ihrer Wichtigtuerei und komischen Monotonie nicht ganz wertlos. Um das durch den Denkmalsaufruf schwer beleidigte Andenken der Kaiserin haben sich diesmal zwar viel schwatzhafte, aber wenigstens nicht geradezu bescholtene Leute zu schaffen gemacht. Übersieht man die Legion schmarotzender Aufdringlinge, von denen seit dem Tode der Kaiserin jeder einzelne jeden Tag uns glauben machen möchte, daß sie ihm gestorben sei, so würde man wohl im Sinne der Hohen handeln, wenn man auf die Frage, wie der Künstler sie darstellen soll, die Antwort erteilte: *Mit dem Fächer vor dem Gesicht*, wie sie bei Lebzeiten dem sie umkreisenden Pöbel sich zeigte.

* * *

[KLIMTS SELBSTBESINNUNG]

Herr Hermann Bahr schreibt über die »Wiener Sezession« im Berliner 'Tag':

»Vor jeder neuen Ausstellung fragt sie — die Sezession — sich wieder: was brauchen unsere Künstler gerade jetzt zu ihrer Entwicklung, und was braucht das Publikum zu seiner?« »Das ist zum Beispiel die Bedeutung *Khnopff's* für uns gewesen: *er hat unserem Klimt geholfen*, sich erst recht auf sich selbst zu besinnen, und hat zugleich ein Publikum für Klimt bereitet.«

So ungefähr ist das auch schon in der 'Fackel' gestanden, nur mit ein bißchen anderen Worten. Es läßt sich nämlich nicht verkennen, daß ausländische Künstler, wie Khnopff oder auch Rysselberghe und andere, Herrn Klimt jedesmal nicht sowohl dazu verhelfen, sich auf sich selbst, als vielmehr auf sein starkes Nachempfindungstalent — neben dem ihm das eigene gewiß nicht abzusprechen ist — zu besinnen. Und wir werden einen neuen und doch nur den alten Klimt vor uns sehen, wenn der Vielgewandte, aber — dank der Sezession, die's ihm erspart, weil sie ihm alles ins Haus bringt — nicht Vielgewanderte, sich demnächst etwa auf Fjaestad oder Gallén besinnen sollte. Richtig ist aber, daß die großen Maler des Auslands in Wien ein Publikum für Klimt bereiten. Ein minder gebildeter Geschmack empfängt gern alles aus zweiter Hand: Die Kunsteindrücke von Kritikern und die Kunstwerke von Imitatoren.

*

Klimt, der auch in diesen Blättern wiederholt als außerordentlicher Techniker Anerkannte, wird jetzt wahrhaft Gelegenheit haben, »sich auf sich selbst zu besinnen«: auf den *Techniker Klimt*. Wie kein anderer scheint er zu dem Amte des Lehrers geeignet. Und darum muß man, unbeirrt durch die Segenswünsche von rechts und die Flüche von links, die der Berufung eines »Modernen« auf akademischen Posten gelten, seine Wahl zum Professor durchaus billigenswert finden.

* * *

Herr Friedrich Stern, der Kunstkritiker des 'Neuen Wiener Tagblatt', ist zwar bekanntlich kein Freund des Modernen, aber doch ein verständnisvoller Kenner des Alten. So hat ihn denn ein Barock—Festsaal im Kunstgewerbe—Museum besonders angezogen, »nicht zuletzt«, wie er am 9. Dezember schrieb, »durch den riesigen, antiken persischen Teppich, der ein Meisterstück der Imitationskunst Ginzkey's ist.« »Eine Bravourleistung der heimischen Textilkunst« nennt ihn Herr Stern dann noch. Er hat nämlich geglaubt, daß auch die Löcher in alten Teppichen imitiert werden, und es darum nicht gemerkt, daß er statt der im Katalog angekündigten Imitation den echten Teppich unter seinen Füßen hatte. Die Imitation war gar nicht zur Ausstellung gelangt; sie war mißglückt — wie die Bravourleistung der Stern'schen Kritik.

* * *

Herr Sandor *Jaray* hatte jüngst nicht genug an dem Lob, das seinem im Österreichischen Museum ausgestellten Interieur »von berufener kunstkritischer Seite« — so nennt er den Inseraten—Agenten, der die Kaiserworte sammelte — gezollt worden war. Der Agent hatte von jeder Firma fünf Gulden für die Zeile verlangt und erhalten. Aber Herr Sandor Jaray verträgt auch noch ein Extralob, er kann sich's leisten, und er hat es sich als Sonntagsvergnügen in der 'Neuen Freien Presse' vom 22. Dezember geleistet. Volle vierzig Zeilen. Hatte der Inseratenagent Herrn Jaray anerkannt, so sprach jetzt Herr Jaray zunächst dem Inseratenagenten seine Anerkennung aus. Dessen »kunstkritische Äußerung ist eine durchaus richtige«, verkündete er. Und weiters teilte Herr Sandor Jaray mit, er habe den romanischen Stil mit dem modernen zu verschmelzen versucht und müsse bestätigen, daß ihm »der Versuch vollauf geglückt« sei; er erwarte von sich, daß er in dem »selbstgeschaffenen Stil« noch viel Neues und Schönes bringen werde. Herr Jaray lobt sich, das Publikum lobt ihn, er wird — so erzählt er — gar vom Kaiser gelobt, und — höher geht's nimmer — *er lobt auch zum Schluß den Kaiser*. Dieser habe mit den Worten »modern, aber gemäßigt« das Sandor Jaray'sche Herrenzimmer »*in treffender Weise* charakterisiert«. Sprach der Kaiser Herrn Jaray, so spricht nunmehr Herr Jaray dem Kaiser seine Zufriedenheit aus. Und die 'Neue Freie Presse' — ist *loyal*, wie immer.

* * *

Herr Hellmesberger war wohl beraten, da er mit seinen Philharmonikern ein Werk des Herrn Richard *Heuberger* aufführte. Wenn nicht Herrn Heuberger selbst, so hat er doch jedenfalls dessen kritische Kollegen zu loben veranlaßt. Natürlich klang das Lob voller, wenn der Kritiker Aussicht hatte,

auch einmal bei den Philharmonikern gehört zu werden. Sonst war es die einfache Erledigung kollegialer Pflicht, und es fehlte nicht ein wenig kollegiale Bosheit. Wenn man die Bosheiten, in denen die für das Publikum wichtigsten Wahrheiten stecken, nur verständlicher machen wollte! Schärfer als Herr Max *Kalbeck* konnte man über die Heuberger'schen Fähigkeiten nicht aburteilen: »Heuberger würde heute wahrscheinlich für ein noch glänzenderes instrumentales Gewand seines Werkes gesorgt haben ... an das bestrickende Orchester—Kolorit seines 'Opernballs' zum Beispiel reichen die Variationen nicht heran.« Aber wer weiß denn, außer Herrn *Kalbeck* und wenigen anderen, daß dem 'Opernhall' das bestrickende Orchesterkolorit nicht von dem Komponisten, sondern von A. v. *Zemlinsky* verliehen wurde, der den größten Teil der Operette instrumentiert hat?

* * *

(Aus *EINEM Blatte*.)

[BUDAPEST UND PARIS]

Aus *Budapest* wird gemeldet: Die Studenten—Demonstrationen gegen die Cafés chantants, in denen in deutscher Sprache gesungen wird, fanden gestern ihre Fortsetzung. Etwa 300 Studenten erzwangen in sechs Cafés chantants die Erklärung, daß sie binnen 30 Tagen sich vollständig magyarisieren werden.

Aus *Paris* wird gemeldet: Nächsten Montag beginnt im Theatre Joli im Musée Grevin ein deutsches »Überbrettll« sein Gastspiel ... Derzeit gastiert die Truppe in Brüssel mit Erfolg.

* * *

[RUNDFRAGEN]

»Was halten Sie von der Salzburger Universität?« »Auf welchem Platz soll das Denkmal der Kaiserin Elisabeth errichtet werden?« »Wie sind die künstlerischen Verhältnisse an unseren Hoftheatern früher gewesen?« »Welchen Einfluß nimmt die Ausbreitung der nationalen Idee auf die Entwicklung der Menschheit?« »Kann eine gefeierte Schauspielerin zugleich eine gute Köchin sein?« ... Mit einer »Enquete« über diese und ähnliche Fragen, die sie abhängigen Professoren, Abgeordneten, Schauspielern vorlegten, haben die Wiener Blätter ihr Publikum zu Weihnachten und am Neujahrstage überrascht. Sollte jetzt noch eine Enquete über die Frage veranstaltet werden, welche die dümmste war, so würden wohl die meisten Stimmen auf die von der 'Reichswehr' gestellte Rundfrage entfallen. Sie lautete wörtlich. »*Was halten Sie für das größte Glück und was für das herbste Unglück?*« In der Einleitung gab die 'Reichswehr' selbst zu, daß »diese Frage *gar nicht so leicht* zu beantworten ist«. Dennoch hatte sie sich nicht enthalten können, sie zu stellen. Schwer zu beantworten, meinte sie, »aber gerade darum *interessant*«. »Denn die Antwort läßt uns einen tiefen Blick in das Innenleben des Gefragten tun.« Und wir bekamen Gelegenheit, u. a. in das Innenleben der Gesangskomiker *Lunzer* und *Treumann*, der Abgeordneten *Dyk* und *Hotebor* und des Herrn v. *Ofenheim* zu blicken.

ANTWORTEN DIES HERAUSGEBERS

[VON DER SÜDBAHN]

Südbahnreisender. In dem Werke: »Geschichte der Eisenbahnen der österr.—ungar. Monarchie« (Wien und Teschen 1898) heißt es: »Am 20. Juni 1841 erfolgte die feierliche Eröffnung der Strecke Wien—Wiener—Neustadt, zu der sich trotz ungünstiger Witterung eine riesige Menschenmenge am Wiener Südbahnhofe eingefunden hatte. Zehn blumengeschmückte Lokomotiven standen hier bereit, und um 7 Uhr setzte sich der erste Zug in Bewegung, der bis Neustadt 1 St. 26 Min. brauchte, DA MAN DIE FAHRGESCHWINDIGKEIT HERABGESETZT HATTE, UM DEN FAHRGÄSTEN DEN ANBLICK DER LÄNGS DER STRECKE ANGEBRACHTEN DEKORIERUNGEN ZU GÖNNEN.« Nestroy — siehe Nr. 88 der 'Fackel' — hat mit Unrecht gespottet. Welche Zeit braucht HEUTE ein Personenzug zum Durchfahren derselben Strecke? Auskunft des Fahrplans: »Beschleunigter Postzug Nr. 8, der nur kurzen Aufenthalt in Meidling und Baden nimmt, 1 Stunde 1 Minute, Personenzüge Nr. 10, 22, 48 etc. mit Aufenthalt in allen Zwischenstationen durchschnittlich 1 Stunde 41 Minuten.« Verbesserung der Fahrgeschwindigkeit während eines Zeitraumes von 60 Jahren also bestenfalls 25 Minuten, Fahrtverschlechterung dagegen bei den meisten Zügen bis zu 15 Minuten. Freilich, es fahren heute wohl noch dieselben Lokomotiven, die vor 60 Jahren fuhren, und Altersmüdigkeit macht manches begreiflich ... Eines muß man der Südbahn lassen: sie ist eine Lokalpatriotin. Niemand hat der Oftgescholtenen bisher noch dies Lob gezollt. Sie verdient es ohne Einschränkung. Man überlege nur: Auf dem Wege von Berlin über München — Innsbruck nach Italien ist es die Südbahn, welche die notwendigen Anschlüsse herstellt, und ein durchgehender Verkehr ist auf jener Strecke möglich. »Was aber wird«, so fragte neulich ein Berliner Blatt, dem ich die folgenden Daten entnehme, »der Leser in einem Verfahren sagen, für das es tatsächlich keine mildere Bezeichnung als die des Stumpfsinns gibt? Die von Wien ausgehenden Schnellzüge nach Triest und Fiume, also nach den beiden wichtigsten österreichischen Meereshäfen, die Hauptverbindungslinien aus Österreich nach großen Provinzen des Reiches, nach Südeuropa, nach der Levante, nach dem fernen Osten, haben keinerlei Zusammenschlüsse mit den von Norden in Wien eintreffenden Zügen!« Dieser Zustand besteht nicht seit gestern oder vorgestern, sondern seit einem Menschenalter. »Es ist nicht möglich, aus Nord— und Mitteleuropa über Wien nach Triest zu fahren, ohne in Wien einen ganzen Tag oder eine ganze Nacht zu versäumen, mit all den Ausgaben, die an einen solchen Aufenthalt geknüpft sind. Die deutschen Eisenbahnverwaltungen bemühen sich, ihre Schnellzugsverbindungen nach Wien zu verbessern — tut nichts: die österreichische Südbahn läßt mit stets sich gleichbleibender Bosheit — ODER MUSS MAN ES TROTTELEI NENNEN? — ihre beiden in Betracht kommenden Schnellzüge früher von Wien ab, als die deutschen Züge eintreffen, oder doch so, daß die Erreichung des Südbahnhofes von einem der nördlichen Bahnhöfe selbst mit schnellstem Fuhrwerk ganz unmöglich ist. Der Leser nehme das Reichskursbuch zur Hand und schlage Blatt 385 auf. Es gibt drei Schnellzüge nach Triest, einen Tagesschnellzug und zwei Nachtschnellzüge, die beiden letzten in ziemlich kurzer Aufeinanderfolge. Von Berlin trifft der beste Tagesschnellzug in Wien auf dem Nordwestbahnhof (über Tetschen) um 9.29 abends ein. Der einzige Nachtschnellzug der Südbahn nach Triest, der als Anschluß in Frage käme, verläßt den Südbahnhof schon um 8.25 abends! Der Nacht-

schnellzug von Berlin, der den Anhalter Bahnhof um 6 $\frac{3}{4}$ Uhr abends verläßt, erreicht den Nordwestbahnhof in Wien über Tetschen um 7.41 Morgens. Der Tagesschnellzug von Wien nach Triest verläßt den Wiener Südbahnhof um 8 $\frac{1}{4}$ Uhr. Die amtliche Ausgabe des Reichskursbuches über die Entfernung des Wiener Nordwestbahnhofes vom Südbahnhofe besagt, daß eine Wagenfahrt 40 Minuten dauert. Selbst ohne den Aufenthalt auf jedem der beiden Bahnhöfe zur Erlangung der neuen Fahrkarte und Abfertigung des Gepäcks ist die Benutzung dieses Schnellzuges nach Triest vollkommen unmöglich. Die Südbahn läßt zwei Schnellzüge nach Venedig fahren; der Tagesschnellzug ist derselbe, der auch nach Triest fährt: ab Südbahnhof Wien um 7.40 morgens. Selbstverständlich kann dieser Zug nach Venedig an keinen der nordwärts kommenden Züge Anschluß bieten. Der Nachtschnellzug nach Venedig verläßt sogar schon um 7 Uhr Wien; auch dieser Zug steht also außer jeder Verbindung mit dem von Norden her in Wien eintreffenden Zuge.« »DIESE TROTTELEI IST SO RIESENGROSS«, schreibt das Berliner Blatt weiter, »daß einer allein sie überhaupt nicht fertig kriegt. Natürlich trägt die Hauptschuld die Südbahn. Denn wer zwingt sie, ihre Schnellzüge durchaus eine halbe oder eine ganze Stunde früher abzulassen, als die Anschlüsse eintreffen können? Die Sache ist umso toller, als ja jeder Zug von Wien nach Triest und Fiume sich am Meere totläuft und nicht weiter geführt werden kann. Die Südbahn ist in der Anordnung ihres Fahrplanes gerade für die Semmeringlinie in der beneidenswerten Lage, ganz frei schalten zu können. Wenn sie trotzdem die durchgehenden Verbindungen absichtlich unmöglich macht, so trägt sie dafür die Verantwortung in erster Reihe. Einigermaßen mitschuldig ist allerdings auch die österreichische Nordwestbahn. Die Fahrzeiten ihrer Schnellzüge sind so groß, daß sie ohne Mühe den Versuch machen könnte, den Anschluß an die Südbahnschnellzüge zu erreichen. Indessen, sie wird wohl wissen, warum sie das gar nicht versucht. DENN WER BÜRGT IHR UND UNS DAFÜR, DASS DIE SÜDBAHN ALSDANN NICHT SOFORT DIE ABFAHRZEITEN IHRER SCHNELLZÜGE ABERMALS ÄNDERT, UM NUR JA DIE ANSCHLÜSSE ZU VEREITELN?« Ein Mitglied der Verwaltung der Südbahn habe vor Jahren auf die Frage nach dem Grunde der Vereitelung der Anschlüsse geantwortet: »Ja, schauen's, wir wollen halt nicht, daß die Reisenden so mir nix, dir nix ohne Aufenthalt durch Wien durchfahren.« Welch schlaue Lokalpatrioten! Aber die Reisenden sind noch schlauer und wählen, anstatt sich einen Zwangsaufenthalt in Wien vorschreiben zu lassen, einen der zahlreichen anderen Wege, die nach Rom führen. Das 'Berliner Tageblatt', dem die voranstehenden Stellen entnommen sind und das offenbar kein Interesse hat, die Südbahn zu schonen, hat zum Schlusse noch darauf hingewiesen, »welchen unberechenbaren Schaden die Südbahnverwaltung außer dem Verlust an Rente und Kurswert auch dem österreichischen Staatswesen antut.« Kein einziges Wiener Tagesjournal hat sich bewogen gefühlt, die bemerkenswerte Publikation, mit oder ohne Quellenangabe, zu zitieren.

[SCHIMPFPÄDAGOGIK]

Pädagog. Über die Schimpfpädagogik, die in unseren Mittelschulen betrieben wird, wäre anlässlich der gegen einen Professor des Hernalser Staatsgymnasiums gerichteten Ehrenbeleidigungsklage eines Schülers manches zu sagen gewesen. Gegen das Beschimpfen der Heeresmannschaft sind wiederholt und nicht ohne Erfolg Erlässe der Korpskommandanten ergangen. Daß auch die Unterrichtsverwaltung, die sich in den letzten Jahren um die »religiöse« Erziehung recht fleißig gekümmert hat, einmal Erlässe betreffs der durch schimpfende Lehrer arg bedrohten sittlichen Erziehung herausgeben könnte, ist wohl eine eitle Hoffnung. Unsere Presse hat anlässlich der Anklage gegen den Professor Spicka natürlich nicht den verschwenderischen Ge-

brauch von Schimpfworten, sondern nur die Verwendung ANTISEMITISCHER Schimpfworte — der geschmähte Schüler war zufällig Jude und der schmähsüchtige Lehrer Antisemit — bemerkenswert gefunden. Daß auch ein Professor, dem Juden und Christen gleich sind, Schüler beider Konfessionen in gleicher Weise und nicht minder arg als Herr Spicka beschimpft, würde ihr sicherlich ungläubhaft sein. Sollte es aber dennoch an dem einen oder dem andern Wiener Gymnasium vorkommen, so wäre es wenigstens keine »Schmach des Jahrhunderts«

[DER FAMILIENSINN IN DEN MINISTERIEN]

Protectionskind. Und wenn man sich für Sie auch noch so sehr anstrengt — den Herrn Karl R. v. PICHLER holen Sie doch nicht ein! Oktober 1898 trat er als Konzeptspraktikant in die Finanzlandesdirektion, wo er bis Anfang 1901 verblieb. Heuer trat er in den bosnischen Dienst, ließ sich sofort dem Reichsfinanzministerium zuteilen und wurde bald darauf bosnischer Finanzkonzipist in der 10. Rangsklasse. Heute, nach einem halben Jahr, wird seine Ernennung zum Konzipisten im Reichsfinanzministerium gemeldet. Als solcher steht der 26jährige in der 8. Rangsklasse: er hat binnen Jahresfrist drei Rangsklassen zurückgelegt. Ein halbes Dutzend seiner Vordermänner in der Finanzlandesdirektion hat die 10. Rangsklasse noch nicht erreicht. Ohne den Ballast der Doktorwürde, auf die in den Ministerien sonst gern gesehen wird, macht Herr v. Pichler seinen Weg. Und noch weniger schadet es ihm, daß er DER SOHN DES ZWEITEN SEKTIONSCHIEFS IM EISENBAHNMINISTERIUM IST. Die auffälligste Karriere des Jahres 1901 — sagen die Statistiker.

[DER PELZMANTEL DER FRAU ODILON]

Zeitgenosse. Ob der Pelzmantel der Frau Odilon der 'Neuen Freien Presse' mehr getragen, als er Frau Odilon gekostet hat? Ohne Frage. Jedenfalls ist dies der am wenigsten bestrittene Punkt im ganzen Streite. Hart sind die Geister aufeinandergestoßen. Wem gebührte das Verdienst, wem hatten wir die eigentliche Sensation des »Neuen Simson« zu danken: dem Konfektionär oder dem Pelzhändler? Es war ein Meinungskampf; der die 'Neue Freie Presse' sicherlich näher berührt hat als der Streit um die voraussetzungslose Forschung. Hier wurden Angriffe INSERIERT und §—19—Berichtigungen durch die Administration vermittelt. Die 'Neue Freie Presse', objektiv wie immer, hat sich weder für Hoffmann noch für Toch eingesetzt; sie ließ jeden von beiden für fünf Gulden per Zeile seinen Standpunkt ausspinnen und fiel keinem ins Wort. Und doch hätte sie, da sie von beiden bezahlt, also eigentlich unparteiisch war, ganz gut das Amt des Schiedsrichters übernehmen können. Aber wahrlich, wenn irgendwo, so läßt sich auf diesen Streit das lateinische Sprichwort anwenden: *Duobus litigantibus tertius GAUDET.*

[ALSO SPRACH NORDAU]

Entarteter. Herr NORDAU versicherte am 28. Dezember, daß TOLSTOI für »Millionen hochgebildeter Russen« nichts sei als ein »absurder Konfusionsrat, der nur lächerlich wäre, wenn sein mystisch—anarchistisches Geschwätz Schwachköpfen nicht gefährlich werden könnte«. Und über IBSEN meinte er, daß »seine symbolistische Philosophie und seine individualistisch sein sollende Weltanschauung, die von den kunfähigen Schönschwätzern für Tiefsinn ausgegeben werden, von klaren Köpfen als barer Unsinn erkannt und erbarungslos verhöhnt« worden sind. An dem Tage, da das Feuilleton des Herrn Nordau in der 'Neuen Freien Presse' erschien, tagte im Stadtcasino zu Basel der V. Zionistenkongreß. Aber das bekannte Programm, das sich in den Worten ausdrückt: »Hinaus mit uns!«, hat Herr Nordau leider noch nicht einmal für seine eigene Person in Tat umgesetzt.

[JOSEPH UNGER UND DAS 'EXTRABLATT']

Einspänner. Sie haben am ersten Weihnachtsfeiertag im 'Illustrierten Wiener Extrablatt' an leitender Stelle eine Zuschrift von JOSEPH UNGER bemerkt und wissen nicht, was Sie mit diesem Namen anfangen sollen. Sie haben — so lautet Ihre Beschwerde — zum erstenmal eine Enttäuschung am 'Extrablatt' erlebt. Wer Joseph Unger ist? Ihr Blatt nennt ihn zwar einen »illustren Rechtsgelehrten und Staatsmann«, aber Sie erklären frank und frei, daß Ihnen ein illustrierter Raubmörder lieber ist als ein illustrer Rechtsgelehrter. Vielleicht tröstet es Sie übrigens, daß an jenem Weihnachtstage nicht nur die Wiener Kutscher, sondern auch alle anderen Stände eine Enttäuschung erlebten. Allerdings nicht am 'Extrablatt', sondern an Joseph Unger. Daß sein Schreiben keinen andern Gedanken enthielt als die Versicherung, daß er nichts zu sagen wisse, hätte man ihm eher verzeihen als den Entschluß, es an das 'Extrablatt' zu richten und darin das Parlament zu beschuldigen, daß es SICH SELBST ENTWÜRDIGE. So mancher mag in seinen Ruf mit eingestimmt haben: »Darüber läßt sich weder reden noch schreiben, sondern nur mit tiefem Unmut schweigen!« Was aber hätte der vormalige Herausgeber, Herr F. J. Singer, für den die Illustrationen eingeführt wurden, damit er das Blatt nicht verkehrt in die Hand nehme, zu solcher Neuerung gesagt? Anstatt festlich gestimmten Lesern ein »zerfleischtes Zebra« oder sonst eine nur jährlich einmal hervorgesuchte Sensation zu bieten, überrumpelt man sie mit einem Briefe von Joseph Unger. »Ich verstehe die Welt nicht mehr!« hätte F. J. Singer mit Meister Anton und mit Unger zugleich ausgerufen.

[FACHSIMPELEI]

Leser. Ein Mitarbeiter des 'Neuen Wiener Journal' schreibt über einen Besuch bei Lenbach: »Ich fand ihn von bestechender Liebenswürdigkeit«. Und: »ich verließ die prächtigen Arbeitsräume des großen Meisters, um Vieles, unendlich Vieles reicher, als ich eingetreten!« Na, das alles darf natürlich nicht wörtlich genommen werden. Aber interessant ist es, daß ein Journalist das FACHSIMPELN nicht lassen kann.

[ZUM ARTIKEL ÜBER HERRN V. SCALA UND DIE SEZESSION]

Secessionist. Wiewohl's erst nicht der ausdrücklichen Feststellung bedarf, erkläre ich auf Ihre Anfrage, »daß der in dem neulich veröffentlichten Aufsatz über Herrn v. Scala und die Sezession mit Anerkennung erwähnte Architekt Adolf LOOS der Autorschaft des Artikels FERNE STEHT.

[AUS DER WERKSTATT]

Besucher des »Süssen Mäd!«. Sie übermitteln mir den folgenden Dialog: Wie macht man die Musik zu einer Operette? »Sehr leicht! Man blättert in Strauss, Millöcker, Suppé usw. nach.« Und den Text? »Man blättert in den 'Münchener Fliegenden' von anno 1860 nach.« So? Und was verfassen dann die Autoren selbst? »Die Kritik.«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.